

# Sein schönster Augenblick : Novelle

Autor(en): **Schmidt, Hans Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663139>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sucht, ein Schwinden des Bewußtseins durch Atemhemmung, das aber durchaus nicht qualvoll ist. Und wie hart diese Betäubung auch den Menschen scheinen mag; die auf einen letzten Liebesbeweis warten, so ist sie doch eine ungeheure Wohltat.

Die Menschen, die bei vollem Bewußtsein sterben, sind nach M. Barbarin gewöhnlich ruhig und optimistisch! Wie selten ist es, daß der Sterbende klagt und verzweifelt! Es scheint, als ob eine Art von Rindlichkeit den großen Übergang erleichtern würde . . .

Aber da ist noch das Kapitel der gewaltsamen Todesfälle: Ertrinken, Zusammenstöße, Gasvergiftungen, Touristen- oder Autounfälle, nicht zu vergessen die Kriegsverletzungen.

Heim beschreibt seinen Absturz in einen Abgrund folgendermaßen: „Gleich nachdem der Absturz begonnen hatte, begriff ich, daß ich auf den Felsen auffallen würde . . . Ich hörte ganz genau den Aufschlag meines Kopfes und meines Rückens gegen die Felskante und den dumpfen Laut meines Anpralls gegen die tieferliegenden Schneemassen. Schmerzen empfand ich erst eine Stunde später. Ich brauchte viel Zeit, um alles zu erzählen, was ich während der wenigen Sekunden meines Absturzes dachte . . . mein ganzes Leben rollte vor mir ab; alles war von einem himmlischen Licht erleuchtet, ich empfand weder Angst, noch Schmerz.“ Die gleiche Ruhe findet sich bei Moorehead, der unter einer fünf Meter

hohen Erdmauer verschüttet wurde, bei vielen Ertrinkenden und sogar bei den Opfern der wilden Tiere! Man muß die dramatische Erzählung von Saint-Exupéry lesen, der, in seinem Pilotensitz eingeschlossen, mit seinem Flugzeug ins Mittelmeer abstürzte. Nach einer Minute muß er einatmen, seine Lungen füllen sich teilweise mit Wasser, aber „keine Angst, ein Gefühl des Wohlbehagens“. Dann gelingt es Saint-Exupéry, sich freizumachen, er öffnet eine Türe, noch eine, und auf wunderbare Weise gelangt er wieder an die Oberfläche!

Zweifellos sind nicht alle Beispiele, die der Verfasser uns gibt, so überzeugend. Seine Angaben über die elektrische Hinrichtung stehen im Widerspruch zu den Arbeiten von Simonin und Jellinek. Er beschäftigt sich nicht mit den bei lebendem Leibe Verbrannten; man müßte sich auch mit dem Tod durch Vergiftung beschäftigen. Aber wir wollen dem Manne, der uns eine solche Botschaft bringt, nicht zu sehr zusehen. Daß es schwere Todesarten gibt, ist nur zu gewiß, das Wesentliche bleibt, daß sie Ausnahmen bilden. Das Wesentliche ist, wenn der Verfasser die Wahrheit spricht — und wie könnte man angesichts dieser Fülle von Zeugenaussagen zweifeln? —, daß der Tod, der uns alle erwartet, oft leicht und heiter ist. Und das letzte und wahrste Wort über den Tod ist vielleicht das Butlers: „Ein Abenteuer, bei dem man mehr Furcht als Leiden empfindet!“

### Nebel am See.

○ wunderbar' Wandern  
Am nebligen Strande!  
Der Fußtritt unhörbar  
Im glitzernden Sande!  
Die Erlen verschwinden  
In wallenden Schleiern,  
Um Dickicht und Röhricht  
Ein Müdsein und Feiern.

Das Ufer tief einsam,  
Von Menschen gemieden,  
Um Kronen und Wipfel  
Verdämmernder Frieden.  
Einschläferndes Tropfen  
Von Büschen und Bäumen,  
Die bleiernem Wasser,  
Die Fischlein selbst träumen.

Jakob Heß.

### Sein schönster Augenblick.

Novelle von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Sinnend saß Balduin Hollecker vor dem eichenen Tisch. Er hatte das Haupt in die Hand gestützt. Sein stahlgraues Auge leuchtete in überirdischem Glanz. Sein Geist schien diese Welt des Unvollkommenen, des Stückwerkes zu verlassen, sich erhoben zu haben über Erdenweh und

Erdenleid in eine andere, bessere Welt voll Wonne und ewigen Lichts. Der Blick war nach innen gefehrt. Teilnahmslos glitt er hinweg über die Fülle der Blätter weißen Papierses, die vor ihm auf der grünen Filzdecke des Tisches lagen und aus deren blendendem Einerlei tiefschwarze,

dickleibige Noten ihn anstarrten. Kosend glitt der mattgedämpfte Schein der Lampe über des Sinnenden bleiches, leiddurchfurchtes Antlitz mit den eingefallenen Wangen und der hohen, weißen Stirne, die eisgraue Locken umringelten. Sie zeugten von langem, schwerem Lebenskampfe — wie auch die schmalen, schlanken Finger der Hand, die das Haupt jetzt stützte. Still war es ringsumher, totenstill, wie im Grabe. Nur die große Standuhr in der Ecke tickte eintönig.

Düster blickten Familienbilder von den Wänden in das Halbdunkel nieder. Nur über dem Tische das Antlitz einer schönen Frau schien sonnig verklärt zu dem Sinnenden hinüberzulächeln. Und als ob er es fühlte, im tiefsten Herzen empfindend, dies milde gütige Lächeln, hob Balduin Hollecker langsam das Haupt und richtete den Blick, der in diese Welt zurückgekehrt, auf das Antlitz seines Weibes. — — —

„Oh, hätte ich dich noch!“ rang es sich leise, wie ein Hauch des Gebetes aus seiner Brust hervor. „Doch — des Herrn Wille ist geschehen.“

Und dann irrte sein suchender Blick wieder hinab zu den Notenblättern. Aber er erreichte sie nicht. Im schwarzen, florumwallten einfachen Rahmen stand ein schlichtes Bild: ein Feldsoldat, gerüstet zum Kampfe, das blanke Bayonett am Gewehre, das die Rechte umspannte.

„Mein guter Junge,“ hauchten seine Lippen. „Du teureres Vermächtnis ihrer Liebe. Auch dich mußte ich geben. — Warum, o Gott, warum auch das? — Doch — gib dich zufrieden — Seele! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.“

Weiter suchte der forschende Blick des grauen Augenpaares. Und nun fand er die weißen Blätter mit den dicken Notepunkten. „Das — das ist mir noch geblieben auf dieser Erde,“ stieß er erregt hervor, und seine Stimme wurde markig und fest. „Dies, mein Lebenswerk, die Töne, die mein Geist zu Gottes Ehre aneinanderreihete!“

Und er begann zu lesen, Seite für Seite. Verbessernd führte die schmale Hand den Stift. Sein Auge glänzte. Ein Lächeln stand auf seinen Lippen. Um seinen ergrauten Scheitel strahlte es matt, wie ein silberner Glorienschein — das war sein Werk, sein Requiem, das er zu Gottes Ehre des Sohnes Andenken gewidmet. Tage, Nächte hindurch hatte er gearbeitet, hatte er geschafft, um es zu vollbringen, um den hehren Augenblick, den schönsten seines Daseins, zu erleben, an dem

der letzte Ton, Vollendung kündend, im Gotteshause verklingen würde, dort, wo er so oft die andächtige Gemeinde erbaut durch die Klänge, die er der Orgel zu entreißen verstanden: bald mild, hoffnungsfreudig, wenn eine junge Christenseele den Weg der irdischen Pilgerschaft beginnen sollte, mahnend für die ernste Zukunft und doch freudig jubelnd ob der lichten, süßen Gegenwart, wenn Mann und Weib sich einten im heiligen Segensbund der höchsten Liebe, erhaben trauernd und doch wieder tröstend, schmerzlindernd, ein Donnerwort der Ewigkeit, wenn der müde Wanderer Mensch des Erdenwallens letztes Ziel erreicht.

Des Organisten hohe Gestalt erhob sich langsam, schwer stützte sich die Rechte auf den Eichentisch.

„Heute, heute, soll der Augenblick Geist und Herz mir erquickern — heute — jetzt!“ Es klang Jubel aus seiner matten Stimme. —

Die dunkle Ledermappe mit den Notenblättern, dem kostbaren Schabe, unter dem Arme, eingehüllt in den schwarzen Mantel, die Krempe des breiten Hutes in das Gesicht gezogen, stampfte Balduin Hollecker an der grauen Maberzeile der Häuser entlang, die fast menschenleere Kleinstadtstraße hinab, rascher als er sonst bei seinem alten Leiden zu gehen pflegte. Oft mußte er stehen bleiben und nach Atem ringen. Das kranke Herz hämmerte in seiner Brust, als wolle es die zwingenden Ketten sprengen, knechtender Kerkerhaft sich stürmisch entziehen. Dann eilte er weiter, den düsteren Markt entlang, hinüber zum Gotteshaus. Hoch reckte sich der Turm in die stille Nacht empor. Gleich einem Finger, der warnend, mahnend empor zum Himmel weist, wo die Gerechtigkeit wohnt und die vergebende Liebe.

Der Mund der Abendglocke war verstummt. Da rasselte leise der Schlüssel im Seitenportal. Eine dunkle Männergestalt, den Hut in der frostbebenden Hand, trat in den weiten, düsteren Raum. Balduin Hollecker schritt sicher den Weg, den er so oft im Amte geschritten. Langsam stieg er die Stufen zur Empore hinauf. Dann flammte droben ein Licht. Lieblosend ruhte das Auge des Organisten auf den starren metallenen Pfeifen seiner Orgel. Wie oft hatte er machtvolle Töne ihnen entlockt, welche die Menschenherzen erfüllten, die Schlafenden aufrüttelten mit zwingender Macht und die Wachenden stärkend erhoben. Heute sollten die Töne nur ein Menschenherz ergreifen — das seine.

Mit zitternden Fingern stellte er das Werk, sein Requiem, auf das breite Notenpult. Dann ließ er sich vor der Orgel nieder. Ihm schwindelte. Seine Rechte zuckte nach der stürmisch wogenden Brust, in der das Herz wild gegen die Hülle pochte. Tastend zog er die Register. Oboe, Klarinette, Flöte — nur schmelzende, leise Töne zur Begleitung. Erst volles Werk zum Präludium! Die Kraft des elektrischen Stromes füllte die Bälge. Und dann berührten des Organisten kundige Finger die Tasten seines Instrumentes. Gewaltige Tontwellen sandte es aus, hinein in das verhüllende Duster des Kirchenschiffes bis zum Altare mit dem Erlöser am Kreuz. Dann — *piano dolce* — ernst getragen — tief ergreifend. Nun — *andante cantabile* — und jetzt setzte eine dünne, schwache Männerstimme ein: „Wenn ich mit Engelszungen redete . . .“ Weich schollen die Töne durchs düstere Gotteshaus, aber harmonisch, ergreifend, rein und klar. Und je weiter der Sänger kam, je mehr er sich einlebte in sein Werk, desto mehr nahm seine Stimme an Klang und Stärke zu, desto mehr sprach Gefühl und tiefes Empfinden aus dem Vortrage, Genie aus dem Werke, das er geschaffen. Sein Auge glänzte, seine sonst so welken, blassen Wangen glühten, seine Gestalt wuchs, sein Körper straffte sich. Dann — *decrescendo* — abschwendend schloß die volle Stimme allmählich ein. Einschläfernd summten auch Oboe und Flöte. Dann — *piano*

— leise — noch leiser — *pianissimo*, ganz leise, gleich einem Hauch. — „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht: Sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach!“

Finis . . .

Der letzte Ton war verklungen, wie ein ersterbender Hauch. Stille, tiefe Stille der Andacht an heiligem Ort. Das Licht der Lampe rang sich durch Finsternis und Stille zum Altar. Das Dulderantlig des Gekreuzigten schien zu lächeln: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!

Und als der graudämmernde Glanz des jungen Tages sich zum Sein emporrang, da fand der Rüstler den Organisten Balduin Hollecker und sein Werk — beide vollendet. Tief über sein Instrument gebeugt, auf dem die starren wächsernen Finger ruhten, saß, zusammengesunken auf der Orgelbank, des Organisten düstere Gestalt. Kosend flutete das Licht der Lampe über die leblose Hülle des Menschen, dessen Seele sich siegreich losgerungen aus des irdischen Leibes bergender Kerkerhaft. Wie ehrfurchtsvoll glitt es über des Toten silbernes Haar, das greise Haupt umsäumend wie ein Glorienschein. Das gebrochene Auge schien noch immer die Trostesworte seines Requiems zu lesen: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht: Sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach!

## Vineta.

Die Sage von Vineta, der im Meer begrabenen Stadt, die als Sonnen-Nebelbild zu seltenen wachen Traumstunden heraufsteigt, diese Sage oder ähnliche klingen in vielen Ländern. Lauschen wir Menschen in feierlicher Stille in uns hinein, so ist wohl uns allen zumut, als liege da irgendwo im Überfluteten, im Gewesenen, im Vergessenen ein Vineta, das längst tot ist und dennoch geheimnisvoll lebt. Ist es das Land unsrer Ahnen? Sie sind nicht mehr. Aber wir sind die Erben nicht nur dessen, was sie erwarben, sondern auch dessen, was sie waren. Und so leben sie in uns, obgleich sie nicht mehr sind.

Mit Schlimmem und Gutem. Wir sollen uns nicht in die Bilder vom Einst verlieren, meinend, damals war alles schön, denn es war niemals alles schön. Durch Arbeit sollen wir den Fluch besiegen, der etwa durch Schuld oder Unglück auf uns kam. Was aber an Edelgut von den Vorfahren gewonnen war, das sollen wir unsern Kindern weitervererben. Wer nur im Einst lebt, ist ein Träumer, wer nur im Heute lebt, ist arm, wer altes Gut bewahrt und neues Gutes dazu erwirbt, der allein ist reich und stark und ein rechter Vermittler für die Zukunft.

Abenarius.